

Kurz vor Schluss

DOI 10.21706/fd-42-2-000

Praxis unterm Mikroskop

Menschenbilder?

Kurt Lüscher, Bern

Die Beiträge im Thementeil dieses Hefts legen es nahe zu fragen: Ist das Zweifeln dem Menschen eigen? Geht es letztlich um ein – oder sogar *das* – »Menschenbild«? Darüber nachzudenken kann fruchtbar sein, um sich die Prämissen der eigenen Arbeit zu vergegenwärtigen.

Einen ersten Zugang bietet Kants berühmte Frage: »Was ist der Mensch?« Sie dient auch als Titel eines (preisgünstigen) Sammelbands aus dem Humanprojekt der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Präsentiert werden rund 80 originelle, kurze Antworten mit so unterschiedlichen Überschriften (und Schreibenden) wie »Schade, dass ein Buchstabe fehlt« (Wolfgang Prinz), »Was ist der Mensch(enaffe)?« (Michael Tomasello), »Frischzellentherapie« (Wolfgang Welsch), »Der Mensch im Qur'an« (Hamid Mohaghegi).

Bereits diese Beispiele lassen erkennen, dass die Frage nach dem Bild des Menschen geeignet ist, alltägliche Vorstellungen wie Forschungsthemen in den Wissenschaften prägnant und bisweilen provokativ auf den Punkt zu bringen. Menschenbilder dienen überdies dazu – in Wortverbindungen vom *homo erectus* bis zum *homo sapiens* –, die *Stammesgeschichte* zu markieren und verweisen auf die sich wandelnden Vorstellungen, wie Natur und Kultur miteinander verflochten sind.

Wer heutzutage vom »Bild des Menschen« spricht, muss sich allerdings der Gefahr einer männlichen Konnotation bewusst sein. Sie zeigt sich aus-

geprägter noch als im Deutschen im Englischen »image of man« oder im Französischen »image de l'homme«. Das kann man als spitzfindig oder als Bemühen um politische Korrektheit abtun. Tatsache ist: Diejenigen, die tief-sinnig und bedeutungsvoll über das Menschenbild geschrieben haben, die Philosophen und Theologen, waren meist Männer im mittleren und späteren Lebensalter. Dementsprechend ist in den Abhandlungen kaum je von Frauen und schon gar nicht von Kindern die Rede. Hinzu kommt ein europäischer Ethnozentrismus.

Kann man so weit gehen zu sagen, diese Gelehrten hätten an einem Denkmal ihres Selbst gearbeitet? Zwar ist zum einen der Mensch als Gattungswesen gemeint, jedoch oft auch wir Menschen als Individuen. So gesehen, sind viele Menschenbilder normativ, rechtfertigend, ja ideologisch.

Eine generalisierende Rhetorik des überhöhten Singulars findet sich auch anderswo (etwa, wenn von *der* Familie die Rede ist). Will man sie vermeiden, z. B. in der Diskussion von Leitbildern der eigenen Arbeit, empfiehlt es sich, konsequent den *Plural* zu verwenden. Dann wird deutlich: Menschenbilder drücken *Möglichkeiten* des Menschseins aus.

In einer Abhandlung zum Menschenbilderstreit in der Moderne unter dem Titel *Missbrauchte Götter* (München, 2009) macht der Theologe Friedrich Wilhelm Graf darauf aufmerksam, dass sich die Idee des Menschenbildes an jener des Gottesbildes orientierte

und sich das moderne Verständnis des Menschen in der Aufklärung herausgebildet hat, parallel zu den Ideen des Individualismus. Sinngemäß meint der Psychologe Rolf Oerter in einem Beitrag über »Menschenbilder im Kulturvergleich« in der *Enzyklopädie der Psychologie* (2007, S. 496), das Menschenbild einer Kultur beeinflusse maßgeblich die Identitätsbildung des Individuums, und die jeweilige individuelle Konzeption von Identität wirke auf das eigene Menschenbild zurück.

Daraus ergibt sich eine weitere Anregung für die therapeutische Arbeit. Wir können die Vielzahl der Menschenbilder als Angebot nutzen und sehen, ob und worin die Beteiligten (Klienten und Therapierende) Züge ihres Selbstbilds erkennen und zur Sprache bringen können. Menschenbilder lassen sich verstehen als *ein Spektrum* der Möglichkeiten des Menschseins. Die Bezeichnung »homo ludens« legt beispielsweise nahe, das wir »spielende Menschen« sein können. Doch nicht alle sind es oder müssen es sein. Eine solche Sichtweise wehrt Menschenbilder ab, die sich zu Dogmen und Fundamentalismen verdichten und so zu Zumutungen werden. Ein weiteres wichtiges Thema betrifft die Anwendung präskriptiver Menschenbilder auf Menschen mit Behinderungen.

Vor dem Hintergrund dieser Skizze bietet sich ein Brückenschlag zum *Zweifeln* an. Dieses ist ein Fühlen, Denken und Reden im Horizont des Erkundens menschlicher Existenz. Wird es im Alltag differenziert zur Sprache gebracht, können daraus Kulturen des Zweifelns werden. Liegt darin ein Kern (familien-)therapeutischen Handelns? Dann wäre bedenkenswert, was man »Spiegel-Maxime« nennen könnte: Wenn es um das Zweifeln geht, sind Menschenbilder als oft hilfreiche übergreifende Überzeugungen im Spiel. Und: Wenn Menschenbilder offen oder verdeckt zur Sprache kommen, ist gleichzeitig Zweifeln angesagt. Es beinhaltet eine Meta-Perspektive, die Menschenbilder einschließt, so nützlich sie in Theorie und Praxis auch sein können.

Bitte 1 Zeile kürzen